ein Ende gesetzt werden. Felix brütete Rache und sann auf Abhilfe. Das allzeit verläßliche Schicksal stand ihm in Gestalt eines Fuhrmannes getreu zur Seite, der einen beachtlichen Haufen des bestellten Scheithholzes vor der Haustür des Polizeigewaltigen ablud. Die Stunde des Handelns war gekommen. Felix Aloysius Buddenberg legte sich dadurch auf die Lauer, daß er sich an das Fenster der schräg seinem Hause gegenüberliegenden Kneipe setzte und mit der Uhr in der linken und dem Bierschoppen in der rechten Hand kontrollierte, wann Frau Wachtmeister Buddenberg geruhen würde, den Holzhaufen von dem Bügersteig zu entfernen. Nach einer und einer halben Stunde anstrengenden Beobachtens stellte er fest, daß noch nichts geschehen sei. Er erhob sich zur ganzen Höhe seiner polizeilichen Würde, vergaß — wie immer — im Drange der Amtsgeschäfte, seine Zeche zu begleichen, schob sich achtunggebietend quer über die Straße zu seiner Behausung hin und zog die Klingelschnur. Seiner ihm öffnenden Ehefrau erklärte er: „Wenn Sie nicht sofort das Holz wegbringen und die Passage freimachen, werde ich Sie zur Anzeige bringen!"

Statt aller Antwort fuhr im ein nasser Aufwischlappen um die Ohren. Wut und Spülwasser spuckend eilte er auf das Rathaus und schrieb mit seiner schweren Handschrift eine Anzeige, wonach die Ehefrau Amalia Elisabeth Karoline Buddenberg, geborene Ginster, wohnhaft Wasserkampstraße 1, in einer den Verkehr behindernden Weise einen Haufen Brennholz auf dem Bürgersteig gelagert und, als er sie auf das Gesetzwidrige dieser Handlung hinwies, ihn mit tätlichen Angriffen insultiert habe, was nach den Paragraphen sowieso und fernerhin der städtischen Verkehrsordnung und wegen Beamtenbeleidigung und Widerstands gegen die Staatsgewalt nach den Paragraphen des Strafgesetzbuches zu bestrafen sei. Und daß diese Gesetzesverletzungen bewiesen würden durch die Anzeige des Polizeiwachtmeisters Felix Buddenberg.

Der Schreiber hielt sich den Bauch, als er mit säuberlicher Handschrift Entwurf und Reinschrift der Strafverfügung ausführte. Der Amtsdiener schmunzelte, als er die Akte in das Dienstzimmer des Polizeikommissars trug, und dieser grinste und malte eine stattliche 30 in den für das Strafmaß freigelassenen Raum, während er sonst in diesen Fällen höchstens neun Mark aufzubrummen pflegte.

Im Triumphgefühl seiner Rache ging Felix Aloysius nach Hause und setzte sich an den Mittagstisch, denn er aß gern und gut. Es gab Kohlsuppe ohne Fett und Fleisch. Dasselbe Menu auch am anderen Tage, so ging es fort Tag auf Tag, Woche für Woche. Nur Rüben und Pellkartoffeln unterbrachen das trostlose Einerlei. Fleisch und Zukost waren durch lange acht Wochen nur sagenhafte Begriffe. Als die dreißig Mark an seinem Munde abgespart waren, schnallte Felix Aloysius sein Koppel drei Löcher enger und tat einen heiligen Schwur, nie mehr Rache zu nehmen an seinem Eheweib. Sie war ihm doch zu schlecht bekommen.

Erlebnisse mit Langbeinen

Aus der ostpreußischen Heimat der Störche. Von Detlev Sieveking

Von allen Deutschen, die den schwarzweißroten Vogel lieben und ihn als einen der schönsten geflügelten Bewohner ihres Vaterlandes schätzen, stehen die Norddeutschen zum Storch in der innigsten Verbindung. Auf ungezählten Höfen, Häusern und Kirchdächern Hannovers, Holsteins und Mecklenburgs nistet Freund Langbein und bietet aller Welt das Schauspiel eines eifrigen und glücklichen Familienlebens. Adebar, den Schlangentöter, nennen die norddeutschen Bauern den Storch. Nirgends aber zeigt er sich in solchen Mengen wie in Ostpreußen.

Dieses an ursprünglichen Schönheiten so reiche Land ist zur Heimat des Storches geworden, der sich in allen anderen deutschen Landschaften vor der Industrie zurückgezogen hat und leider in einigen Gegenden auch geschossen wird, weil er angeblich der Jagd und der Fischzucht Schaden tut. Der Lieblingsfraß des Storches ist natürlich der Grasfrosch. Es braucht aber gar nicht verschwiegen zu werden, daß er auch einmal ein ganz junges Häschen aufspießt und selbst einmal einen Karpfen hinunterschlingt. Dafür räumt er ja auch unter den Mäusen und lästigen Insekten ganz gehörig auf und scheut sich auch nicht, unser Land von den giftigen Kreuzottern zu säubern. Und das ist ein kleines Heldenstück des tüchtigen Florettfechters. Ebenso wie der Igel, der gleichfalls Kreuzottern angreift, ist er *nicht* unempfindlich gegen den Kreuzotterbiß. Nur im Magen des Vogels richtet das Gift keinen Schaden an. Um die Beute dort unterzubringen, muß sich auch der Storch erst in einen für ihn durchaus nicht ungefährlichen Kampf einlassen. Dafür kann man ihm einen Junghasen oder ein winziges Entlein schon einmal nachsehen. Bei den Bauern Norddeutschlands geschieht das. Ein Storchnest auf dem Dachfirst gilt bei allen als glückbringende Auszeichnung vor den anderen, und die gönnen es dem Hausherrn, weil ein Storch stets der Liebling der *ganzen* Gemeinde ist.

Was aber heißt in Ostpreußen *ein* Storch! In der Gegend von Heiligenbeil sah ich *auf einem einzigen Hof drei Storchnester*. Eines auf dem Wohnhaus und die beiden anderen auf der damit zusammenhängenden gar nicht sehr lang gestreckten Scheune. Und in allen Nestern standen drei bis vier junge Störche, warfen den Kopf in den Nacken und klapperten voll eifriger Freßlust, wenn die Eltern mit der Jagdbeute ansegelten. Welche unschreibliche Freude, welchen Genuß des Schauens bereitet der Segelflieger Storch, wenn er sich ohne den leisesten Flügelschlag, einfach von seinem Nest abspringend, mit ausgebreiteten Schwingen höher und höher schraubt unter Ausnutzung des Windes oder auch nur des Auftriebs der von der sonnenbestrahlten Erde aufsteigenden Warmluft. Im Verlauf der jüngsten großen Luftschutzübungen in Ostpreußen konnte man bei der Einnebelung der Kraftwerke von Friedland, welche die ganze Provinz mit Strom versorgen, sogar beobachten, wie die Störche sich durch die Wolke des Chlorophonsäurenebels hindurchtragen ließen.

Sie sind eben in Ostpreußen immer dabei und überall gleich in Massen. Während einer Fahrt von Pillau nach Königsberg zählte ich mit meinen Abteilinsassen während der Vorbeifahrt an einer langgestreckten Sumpffläche *siebzehn* Störche. Sie beobachteten unbeweglich den vorüberfahrenden Zug und standen, von diesem aus gesehen, anscheinend alle in einer Reihe in fast gleichen Abständen von etwa fünfzig Metern, jeder in seinem persönlichen Jagdbereich. Die Gleichmäßigkeit des Abstandes und die unwahrscheinliche Zahl dieser herrlichen Vögel und ihre augenblickliche Unbeweglichkeit veranlaßten einen Zweifler aus der Weltstadt Berlin im Abteil, einen Rat, der wohl mehr am grünen Tisch als auf einer grünen Wiese sitzt, zu dem Ausruf: „Das sind keine Störche, sondern nur *storchähnliche Markierungen*." Schmunzeln ringsum! Dann bemerkte jemand: „Ja, es sind storchähnliche Markierungen; eine ist sogar beweglich und pickt eben eine Schlange auf. Es ist die fünfte Markierung von links." Kaum noch unterdrücktes Gelächter. Da aber rief der weltstädtische Zweifler mit gutem Humor schon ganz überrascht und sich selbst ironisierend: „Und eine Markierung fliegt sogar davon." Schallende Heiterkeit.

Die war aber noch kräftiger bei dem *Storch von Abschwangen*. Mit ihm ist es allerdings eher eine traurige Sache und doch eine seltsame und merkwürdige. Er nistet auf einem hohen Schornstein. Aber aus diesem steigt kein Rauch mehr in die Luft, obwohl er zu einem Wohnhaus gehört. Aber davon steht nur noch ein ruinenhafter Rest an der Landstraße, die durch den kleinen Ort Abschwangen führt. In die Wände der Hausruine sind schwarze Marmortafeln eingelassen, und darauf stehen in goldenen Lettern wohl ein halbes hundert Namen von Bauern der Gegend. Kein Kriegerdenkmal. Eines der ermordeten Landwirte und ihrer getöteten Frauen, Opfer des Russeneinfalls von 1914, Opfer leichtfertiger Kriegsgerichte, die ihnen unbedingt Unrecht getan haben. Und hoch oben auf diesem ergreifendsten aller Denkmäler nistet der Storch, eine lebende schwarzweißrote Fahne. Die internationalen Photographen der Luftschutzübung stürzten sich auf diesen dankbaren Gegenstand. Einer, mit einer ganz großen Kiste, in die man durch die weiten Scheuklappen von oben hineinschaut, trat ganz dicht heran, um außer dem Storch auch eine Namenstafel auf die Platte zu bannen. Da mischte sich Freund Langbein ein. Man weiß, daß er seine Losung von sich gibt, als werde ein Stalleimer ausgeschüttet. Klatschend fiel sie in den Apparat und auf das Gesicht des Photographen. Einer rettete die etwas bedrückte Lage durch die Bemerkung an den schwer getroffenen Mann: „Nun, Sie haben wohl nicht gedacht, daß *ein* Storch so voll geladen sein kann."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 74 | **14. September 1932** | **6. Jahrgang**

Gegen den Strom

Roman von Olga Wohlbürch

(Nachdruck verboten)

39. Fortsetzung)

Der Kopf war ihr auf die Zeitung herabgesunken, und sie hatte vor sich hin geweint.

Da war Lindlieb gekommen, hatte sich über sie gebeugt:

„Na, was denn Frau? Haben wir wieder mal Familientrauer?"

So schrecklich war sein Blick dabei gewesen, und der Ton seiner Stimme so rauh, so heiser.

Sie hatte ihn mit beiden Händen festgehalten.

„Gustav . . . wenn sie käme . . . wenn sie jetzt käme?"

Noch spürte sie die eiserne Umklammerung seiner Finger auf ihrer Schulter.

„Die . . .? Die soll nur kommen — wagen zu kommen . . . Mit den Hunden — mit den Hunden."

Es war sein zweites Wort in der Wut: „Mit den Hunden!

Vor acht Tagen hatte er sie beide vergiften lassen. Sie fraßen zu viel. Am Abend hatte er sich angetrunken.

„Die Köter — die einzigen, die an mir hingen, die mir zugetan waren . . . die guten Viecher . . ."

Er war kaum wenige Stunden am Tage nüchtern. Aber wenn es Festlichkeiten gab, hielt er sich erstaunlich.

Bis der letzte Gast genug getrunken hatte und ging. Dann fing er an.

Die Lindenäste bogen sich im Sturm, verspritzten das Wasser, das auf sie niederprasselte.

Die getäfelte Gaststube war nicht warm zu kriegen. Der Wind fegte in die Schornsteine, löschte das Feuer und blies den Rauch in die Stube.

„Der Keller muß bald unter Wasser sein," brummte Gustav Lindlieb, „ich will mal nachsehen."

„Bleib' nicht zu lange unten," sagte Frau Ulrike, ohne ihn recht anzusehen dabei, und gab ihm die angezündete Laterne.

„Was heißt zu lange . . . Redensarten!"

Plötzlich tat sie ihm leid, wie er sie so vor sich stehen sah, gebeugt, mit hilflosen, rotgesäumten Augen, mit geschwollenen, zerfäbelten Händen, den alten Wollschal über die Brust gekreuzt, mit versorgtem Gesicht und dünnem, der Eile wegen glatt zurückgestrichenem Haar.

Das war nun von der schönen, vornehmen Frau geblieben . . .!

„Weißt du, Riekchen," wie lange hatte er sie nicht so genannt, „da unten ist noch ein Pulle von gestern . . . die bring' ich uns rauf, die trinkst du mit mir, hast's auch nötig Frau. Kannst mir glauben — hast's auch nötig."

Er wartete die Antwort nicht ab, trappste schwerfällig davon, klappte den Kellerdeckel auf, zog ihn hinter sich zu, vorsichtig, die Hand an der Leine.

Sie starrte ihm nach. Grauen lag auf ihrem Gesicht.

Wenn er das noch verlangte, daß sie mit ihm am Tisch saß und trank — ein Glas um das andere . .

Sie hatte sie gesehen, die halbtrunkenen Zecher, die in Wut gerieten, wenn man ihnen nicht Bescheid sagte beim Trinken.

Nur das — nur das nicht!

Zwei Säufer — Mann und Weib.

Sie schlug die Schürze vor das Gesicht und fiel mit dem Kopf auf den Schanktisch . . .

Von draußen her, lauter als Sturm und Regen, drang das Knallen einer Peitsche herein, das Wiehern eines Gaules.

Frau Ulrike wischte sich über die Augen und lauschte.

Ein Wagen vor der „Goldenen Krone"? Jetzt? Bei dem Wetter?

Es verirrten sich noch manchmal Reisende zu ihnen, obwohl die Zimmer im „Hecht" wärmer waren, wie es hieß.

Frau Lindlieb rief nach dem Knecht.

„Anton . . . sehen Sie nach . . . ein Gast."

Sie zog an der Gaskette. Das Licht flammte auf. Der Zylinder hatte einen Sprung und war beschlagen von Rauch und Qualm.

Der Knecht trappste im Flur herum, die Tür ging auf. Er blieb zurück, zeigte mit einer Handtasche auf die Gaststube.

„Gehen Sie nur 'rein . . ."

„Was belieben, bitte?"

Frau Ulrike Lindlieb blinzelte mit den Augen, trat näher.

„Ich bin ja . . . erkennst du mich denn nicht . . . Mama . . .!"

Frau Ulrike schrie auf.

„Du bist's . . . du . . . ist nicht wahr . . . du bist's, Marianne?"

Sie war es. Ihr Gesicht in der graugrellen Gasbeleuchtung war leichenhaft bleich. Ihre Backenknochen schienen nur von einer dünnen Hautschicht überspannt.

Ein verdrückter, dünner Mantel hüllte lose ihre hagere Gestalt ein, auf dem glatt zurückgestrichenen, blonden Haar saß ein verstaubter, glatter Filzhut.

Frau Ulrike stand da wie angewurzelt. Sie stammelte: „Du . . . du — Marianne? Und so . . . so . . .!"

Marianne Lindlieb sank auf die Bank, und ihr Kopf fiel gegen die Mauer zurück. Noch leidvoller sah ihr Gesicht jetzt aus, noch schmerzensvoller zogen sich die Falten um ihren weißen Mund. Sie sprach tonlos, abgerissen:

„Ich war sehr krank, Mama . . . bin noch krank . . . aber das Geld ging mir aus in Genua . . . da nahm ich das letzte . . . Bin dritter Klasse hergefahren, Tag und Nacht . . . „Deine treue Mutter" hast du geschrieben . . . Ich soll kommen, hast du geschrieben . . . Tag und Nacht bin ich gefahren . . . kaum gegessen . . . den Wagen mußt' ich nehmen, weil ich zu schwach war . . . ich kann ihn nicht zahlen. Drei Wochen war ich krank . . . und dann die Reise . . . Ich wollte mit reinen Händen . . . mit reinen Händen wollte ich kommen."

Frau Ulrike schrie noch einmal auf, daß es gellend durch das Haus schallte, ballte die Hände zu Fäusten und schlug gegen die Brust:

„Reine Hände . . .! Als Bettlerin kommst du . . .! Du — Marianne . . . als Bettlerin . . . zu Bettlern. Was willst du von uns . . . was suchst du hier . . . Wir haben nichts . . . Nichts haben wir . . . durch deine Schuld . . . Reine Hände . . ."

Sie lachte auf wie im Wahnsinn. Marianne richtete sich mühsam auf, streckte die Arme aus . . .

„Mutter, liebe Mutter —"

Gustav Lindlieb stand plötzlich mitten im Zimmer. Sein Kinn zitterte. Sein Arm machte breite, fahrige Bewegungen. Keuchend stieß er hervor:

„Hunde! Mit Hunden hetzen . . . weg . . . weg . . .!"

Da schlug Marianne die Hände vor die Augen und wankte zurück zur Tür.

Aber schon war Gustav Lindlieb an ihrer Seite und ließ seine Hand schwer auf ihre Schulter fallen.

„Nicht du . . ."

Er zeigte auf seine Frau, die auf dem Boden kniete und mit beiden Armen, schluchzend, über einer Bank lag.

„Und nicht sie, die weiß es nicht besser! Aber die andern alle. Die anderen . . . Du aber, mit den reinen Händen, du bleibst mit uns, du! — bleib' — bist eine Lindlieb, du, die einzige — sollst hierbleiben."

Marianne fühlte heiße Tränen durch ihren Handschuh durch.

Es war Frau Ulrike Lindlieb, die auf den Knien zu ihr gekrochen war und ihre Hand an ihre Lippen preßte.

„Bleib, Marianne, geh' nicht fort. Wie's auch kommt, geh' nicht fort, ich wußte nicht — ich war von Sinnen."

Marianne gab keine Antwort mehr.

Sie hatte das Bewußtsein verloren.

* * *

Zwei Tage lag Marianne Lindlieb krank in der blauen Stube, in der Stube der Demoiselle Schnee. Am dritten stand sie auf.

Heimlich, ohne der Mutter etwas zu sagen. Die blaue Stube beengte sie, als wöben die Wände Fäden um sie, die zu Schlingen wurden. Der Schleier der Demoiselle Schnee moderte unter der Erde. So mochte alles vermodern — alle Romantik vergangener Tage. Sie wollte in ihr Zimmer herunter. Dort würde sie ihre Ruhe wiederfinden, würde innerlich genesen. An ihrem Flügel würde sie sich selbst wiederfinden und den Zweck ihres Daseins.

So wankte sie denn die Treppe hinab, bog ein in den kurzen, dunklen, ihr so vertrauten Gang, tastete sich an der Wand entlang, faßte die Klinke und drehte langsam den Schlüssel um.

Ein dumpfer, kurzer Laut löste sich von ihren Lippen; denn nur das Tageslicht schlug ihr entgegen; graues, stumpfes Tageslicht, das auf kahle Mauern und nackten Estrich fiel. Nun wußte sie alles.

Die Tore ihrer Jugend hatten sich zugetan — für immer, mit allem, was einst ihr Leben, was einst sie selbst gewesen.

Die Mutter kam weinend auf sie zu.

„Warum bist du heruntergegangen? Mein armes Kind . . . ich wollte dich vorbereiten, langsam . . ."

„Ich hab' euch ja damals auch nicht vorbereitet . . . langsam . . ."

Frau Lindlieb streichelte ihre Hände.

„Wir werden ein Klavier mieten, Marianne. Gleich morgen wollen wir darum schreiben."

„Nein, laß nur, Mama — laß nur."

Von der Gaststube her rief Gustav Lindlieb nach alter Gewohnheit:

„Bedienung — he — Bedienung."

Marianne richtete sich hoch auf und nickte.

„Komm schon!"

Frau Ulrike schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Was willst du tun, Marianne?"

„Meine Pflicht . . . weiter nichts.

An diesem Tage stellte Marianne Lindlieb das erste Glas Bier auf in der Gaststube der „Goldenen Krone".

Sie tat es mit einem seltsamen Ernst, der den fremden Gast mit schweigendem Staunen erfüllte.

Wie eine weihevolle Handlung war es — das Symbol eines neuen Lebens, das sie anpacken wollte mit festen Händen und zusammengepreßten Zähnen.

Gustav Lindlieb machte große Augen, als er Marianne in der Gaststube erblickte.

„Wie denn . . . willst du . . .?"

„Gewiß will ich."

Er sah, wie sie dem Gast das Glas hinstellte.

Beim Zahlen wies sie das Trinkgeld zurück, mit heller Röte im Gesicht. „Ist nicht nötig, Herr."

„Zu vornehm?" meinte der.

Zu vornehm! Wie eine Ohrfeige war das Wort. Das Trinkgeld von achtzigtausend Mark, das eine Herzogin ihr hatte bieten lassen, war demütigender gewesen als der Groschen eines zufriedenen Gastes.

Der Tag würde kommen, an dem sie auch diese Groschen einstrich, ohne ein Besinnen — wie Franziska es auch getan — wie jede Wirtstochter es tat.

Sie hatte soviel gelernt und umgelernt. Sie würde auch das lernen. Wenn die Kräfte erst wiederkamen, wenn sie schaffen, was leisten konnte, wenn sie was vorwärtsbrachte.

„Du plagst dich vergeblich, Marianne," sagte Frau Ulrike und wickelte friernd den wollenen Schal um ihre aufgesprungenen Gelenke.

Marianne schüttelte den Kopf. Nein, vergeblich war nichts. Sie hatte einen Menschen auf sechs Jahre dem sicheren Tode zu entreißen vermocht, sie würde die „Goldene Krone" vor dem Verfall retten.

Nur Liebe gehörte dazu. Liebe und Willen, eiserner Willen.

Sie kramte in den Schränken und Truhen; sie zählte das Geschirr; sie putzte das Silber. Sie stellte sich mit der Magd, die Lindlieb wieder aufgenommen hatte, um fünf Uhr morgens in die Gaststube und auf die Treppe und säuberte das ganze Haus.

Und sie mußte an Klaus Stöven denken, wie er in Kiel im „Puppenkasten" auf der Treppe gestanden und sie gescheuert hatte, daß ihm der Schweiß von der Stirn gelaufen war.

Wie hatte sie das angewidert damals. Und heute . . .

Seltsam, wie Schatten der Toten verblaßten, seltsam, wie oft sie an Klaus Stöven denken mußte in diesem Hause, aus dem er sie einst — gegen ihren Willen fast — herausgeholt, damit sie seine Frau würde!

Sie meinte manchmal sein Lachen zu hören, so jung und kraftvoll und unbekümmert.

Und wenn der Mut sie verlassen wollte, der Jammer sie zu überkommen drohte, dann schloß sie die Augen und stellte sich ihn vor mit seinem breiten, blauäugigen Jungengesicht, seinen großen Tatzen, seinen blitzenden Zähnen und der warmen, frohen Stimme. Wenn er jetzt zur Tür hereinträte, sie jetzt sähe, sie bei der Hand nähme und sagte: „Nur du und ich, sonst niemand auf der Welt."

Unsinn, das alles . . . Träume. Die Wirklichkeit war ein altes, halbzerfallenes Haus, eine muffige Gaststube und ein alter Mann, dem es das Herz brach, daß er der letzte, machtlose Erbe eines alten Namens war.

Ja, wenn sie wieder aufbauen könnte, was durch ihre Schuld zusammengebrochen war, wenn . . .

(Fortsetzung folgt)

Die größte Perle der Welt

Skizze von Kurt Miethke

Ich habe einmal einen Winter an der deutschen Ostsee verbracht, in Gemeinschaft mit viel Sturm und Nässe, meinen Wirtsleuten und ein paar alten Fischern, die Sonnabends in die Gaststube kamen und einen Punsch tranken. Darunter war auch ein alter Kapitän, ein Geschichtenerzähler, wie er im Buche steht.

Ehe Peter Bradhering zu reden anfing, spuckte er erst mal gehörig aus, nahm einen kräftigen Schluck von seinem dampfenden Rum, sog an seiner verräucherten Pfeife, und dann konnte es los gehen:

„Tja, jetzt bin ich pensionierter Kapitän", sagte er. „Das ist ja nun wohl so, nöch? Früher bin ich mancherlei anderes gewesen. Erst mal Schiffsjunge, dann Kaffeehändler in Brasilien, zwischendurch mal wieder Steuermann, Versicherungsagent, Steward auf der ‚Murekalia', aber mein interessantester Beruf war doch der als Perlenfischer."

„Nanu?" fragte ich.

„Ja, Perlenfischer. War eine tolle Zeit, damals. Ist wohl nun schon an vierzig Jahre her. Wir waren zu sechst auf einem kleinen Segelboot, das einer von uns, John Cosel, in Korfu gekauft hatte. Na, in dem Kasten — er hieß ‚Gulliver' — zockelten wir los. Von Algier nach Madagaskar. Wie wir so in der Nähe von Oran rumgondeln, kommt auf einmal ein schneeweißes Schiff angefahren. Es war stille See, und das Schiff fuhr ganz dicht an uns vorbei. Es war eine amerikanische Jacht, und der Besitzer, ein furchtbar fetter Mann, rief uns zu, wo wir hinwollten.

‚Wir suchen Perlen', gab ich zur Antwort.

Da sah ich, wie der Mann drüben auf der Jacht die Mütze in den Nacken schob und nachdachte. Dann gab er einen Befehl, und die Jacht hielt. Ein Boot fuhr zu uns herüber, dem der dicke, weißgekleidete Mann entstieg. Es war Mister Pichey aus Chicago, wie sich herausstellte, ein Millionär. Er erklärte uns des langen und des breiten, daß er eine Weltreise mache, in der Hoffnung, etwas zu erleben, aber das sei ihm bisher beim besten Willen noch nicht geglückt. Und ob wir ihn zu unserer Perlfischerei mitnehmen wollten. Na, wir sieben traten zusammen und ratschlagten eine Weile, und dann machte John Cosel einen Vorschlag, über den wir furchtbar, furchtbar lachen mußten. Wir wandten uns gleich wieder an den Amerikaner und sagten ‚ja, er könne mitkommen'."

„Was war denn das für ein Vorschlag?" fragte ich.

Peter Bradhering sah mich ironisch an. „Ich denke, Sie sind Schriftsteller, he? Na, dann müßten Sie auch wissen, daß man die Pointen immer erst hinterher bringt, verstanden?"

Ich nickte besänftigend, und Peter Bradhering fuhr auskuckend fort: „Nu fuhr denn also die olle Nacht von dem dicken Amerikaner immer hinter uns her, bis Madagaskar. In Sansibar war John Cosel mal rasch an Land gegangen, um eine Besorgung zu machen. Der Amerikaner hatte gerade noch Zeit, ein paar Fäßchen Whisky zu erstehen, die er leider auf seine Jacht bringen ließ statt auf unseren ‚Gulliver'. Na, und denn ging das Perlentauchen los. Die ersten paar Tage hatten wir kein Glück, aber aufregend genug war die Sache schon. Und eines Tages kam richtig die Sensation. John Cosel hatte getaucht und brachte einen Arm voll Muscheln mit herauf. Wir knackten sie auf, und plötzlich stieß John einen Schrei aus, der mir durch Mark, Pfennige und sämtliche Fuffziger ging. Ich sehe noch den Amerikaner vor mir, wie er bei diesem Schrei sein Whiskyglas fallen ließ und angerast kam. John Cosel stand mit glasigen Augen da und hielt ein silbriges Ding in der Hand. Der Amerikaner es sehen und aufbrüllen, war eins. Er griff sofort zu: ‚Das ist die größte Perle der Welt!'

Tatsächlich, das Ding war von einer unglaublichen Größe. Es schimmerte wie Seide. Ein Genuß, drauf zu gucken, kann ich wohl sagen.

‚Ich kaufe die Perle', sagte der Amerikaner. Wir lehnten ab. Er wurde hitzig und überbot sich selbst. Schließlich gaben wir sie ihm für siebentausend Dollar. Das machte für jeden tausend Dollar. Und zwei Faß Whisky verlangten wir außerdem. Wir bekamen alles, und dann ging der Amerikaner wieder auf seine Jacht."

Peter Bradhering spuckte aus und sagte keinen Ton mehr. Er sah mich nur ironisch an.

„Na und?" fragte ich. „Was hatte denn Johnny in Sansibar gekauft?"

„Was sind Sie für ein Einfaltspinsel", grinste Peter Bradhering. „Was hatte Johnny in Sansibar gekauft?" äffte er mich nach und spuckte fürchterlich. „Für fünfundzwanzig Cent hatte er etwas gekauft. Natürlich. Eine riesige imitierte Perle . . . Kann Euch sagen, war ein tolles Stück. Drei Wochen mußten wir uns in einer versteckten Bucht verborgen halten, damit wir dem Amerikaner nicht in die Hände fielen. Na, wir konnten es aushalten, denn wir hatten ja den Whisky. Wir suchten dann nach anderen Amerikanern, die auf Sensationen scharf waren, fanden aber keinen mehr. In Sansibar beschafften wir uns sogar einen Vorrat von ‚Größten Perlen der Welt', aber wir konnten sie nicht mehr an den Mann bringen."

„Eine großartige Sache", lachte ich.

Aber Peter Bradhering knurrte mich an: „Wenn Sie meinen, Sie kriegen von mir eine so wertvolle Geschichte geschenkt, so irren Sie sich." Na, ich spendierte ihm gern drei riesige Gläser Rum als Honorar.

Die Strafanzeige

Skizze von Hermann L. Schillings

In der breiten Wasserkampstraße lag ein niedriges Haus. Und an jedem Morgen, wenn der dicke Polizeiwachtmeister Felix Aloysius Buddenberg, der darin wohnte, vor die Haustür trat, wunderten sich alle Leute, wieso er in dem Häuschen Platz haben konnte.

Das war noch in der guten Zeit, als man noch keine Sipo oder Schupo kannte, sondern jedes Gemeinwesen seine eigene Polizei unterhielt, mit schönen blauen Uniformen, roten Kragen, langem Säbel am blanken Leibriemen und messingbeschlagenem Helm. Im Schmucke dieser Farben, mit denen eine bläuliche Nase im kupferroten Gesicht wetteiferte, bewegte Wachtmeister Buddenberg seine zweieinhalb Zentner Lebendgewicht würdevoll durch die Straßen der Provinzstadt. Er hatte ein alle Zeit wachsames Auge auf die in den Anlagen spielenden Kinder, daß sie nicht etwa unter Verletzung der städtischen Gesetze auf die grünen Rasenflächen gingen, verzeichnete gewissenhaft in sein dickes Notizbuch die Namen der Dienstmädchen, die fünf Minuten zu lange die geleerten Müllkästen auf der Straße stehen ließen, und sorgte durch die Anzeige dieser pflichtvergessenen Hausgeister, daß der Stadtsäckel nicht leer wurde. Vorsichtig ging er jeder Prügelei zwischen Angetrunkenen und Radaubrüdern aus dem Wege, denn man wußte ja nicht, wie so etwas auslaufen könnte; ein Loch im eigenen Fell haßte er wie brennendes Feuer. Alle Einwohner der Stadt vom Dienstmädchen bis herunter zum Säugling im Wagen hatten einen gewaltigen Respekt vor diesem geschwollenen Auge des Gesetzes. Nur, dem Himmel sei es geklagt, sein angetrautes Eheweib ließ allen und jeden Respekt vor seiner gewichtigen Amtsperson vermissen. Das kränkte ihn sehr. Umso mehr, als sie ihn allabendlich kurz vor oder nach der Geisterstunde, wenn er, des schmackhaften Bieres voll, mit unsicheren Schritten sich zur wohlverdienten Ruhe begeben wollte, an der Haustür in Empfang nahm und ohne Rücksicht auf etwaige Nachtwandler unter Entfaltung einer erstaunlichen Redebegabung ins Häuschen bugsierte. Im Kreislauf der Dinge mußte sich Felix Aloysius anderntags über die Herabsetzung seiner Würde durch ein vermehrtes Quantum Alkohol trösten, was wieder eine verstärkte Auflage der allnächtlichen Gardinenpredigt zur Folge hatte.

So ging das nicht weiter. Felix Aloysius Buddenberg hatte den Alkoholverbrauch fast bis an die Grenzen der Aufnahmefähigkeit gesteigert, aber die Redefertigkeit seiner zarten Gattin schien zu dem weiblich Ewigen zu gehören. Dem mußte